

Der Dieb und seine Kniffe

Vom Kriminalkommissar von Liebermann

IV. Vom Taschendieb brauchen Sie sich wirklich nicht bestehlen zu lassen

Ein Taschendieb hat mir einmal erzählt, er habe sich auf einer Eisenbahnfahrt bei einem Herrn gerade mit den Fingerspitzen erkundigt, wo er seine Brieftasche trage, da habe sich der Herr umgewandt und ihm auf die Schulter geklopft: 'Nicht übel, lieber Freund, aber ich möchte Ihnen einen Kniff sagen, der noch mal so gut ist.'

Zwei Taschendiebe können einander so wenig bestehlen, wie sich Kammblättchenspieler gegeneinander betrügen können oder wie jemand einen anderen mit einem Kartenspielfstück verblüffen kann, das der selbst kennt. Der Taschendieb muß immer in dem Griff in die fremde Tasche greifen, und wenn man die paar Kniffe kennt, mit denen die Diebe die Aufmerksamkeit des Opfers von diesem Griff ablenken, dann ist all ihre Kunst umsonst.

Stundenlang verfolgt der Taschendieb sein auserkennbares Opfer.

Wo es in Menschengewühl kommt oder er ein ähnliches Gedränge unauffällig arrangieren kann, der Herr, der bestohlen werden soll, will eine Straßenbahn besteigen. Da springt der Taschendieb leichtfüßig vor ihm auf, tut dann so, als habe er sich in der Bahn geirrt und will wieder hinaus. In demselben Augenblick drängen seine Genossen das Opfer von hinten in die Bahn hinein. Der Aussteigende prallt mit ihm zusammen und quersicht sich an ihm vorbei. Die Bahn ist passiert.

In einem Laden sucht sich ein Herr Zigarren aus. Hinter ihm treten drei junge Leute ein. Einer beschäftigt den Verkäufer, die beiden anderen drängen an den Herrn heran, indem sie rechts und links an ihm vorbei nach Postkarten greifen, die vor ihm auf dem Ladentisch an einer Pyramide aushängen. Dieses dreifache körperliche Herandrängen Fremder wirkt so verwirrend, daß der Betreffende schon wissen muß, was es bedeutet, um, statt abgelenkt, aufmerksam zu werden und den leisen Griff nach seiner Tasche zu fühlen, der dieses Herandrängen begleitet.

In der Straßenbahn rempelt der Taschendieb beim eiligen Aussteigen einen Herrn wie unachtsam, aber gründlich an, und sein Genosse, der hinter dem Angerempelten steht, hebt im gleichen Moment dessen Jackett hoch und schießt ihm mit Feige- und Mittelfinger vorsichtig die Vorleiste aus der hinteren Beinkleidtasche. Mit der Gewandtheit, die lange Übung verleiht, versteht der Dieb aber auch, jemandem am vorn die Uhr von der Weste zu knöpfen oder von der Kette zu knipsen. Er verdeckt ihm

die Augen, indem er vor seinem Gesicht her mit der einen Hand dem Schaffner das Fahrgeld reicht, oder er hält ihm mit der Linken eine ausgebreitete Zeitung vor die Nase, und mit der freien Hand tut er das übrige. Oft gehört auch eine über dem Arm getragene Reisetasche zur

bringen, mit einer zwischen den Mittelfingern der gekrümmten Hand gehaltenen Kasserolle ein wenig Ahnungslos das Jackett in Brusthöhe aufzuschneiden und die Brieftasche von außen aus der Innentasche zu ziehen. Gelernt ist gelernt.



Dr. Riep radelt

Der deutsche Generalkonsul in Neuport hielt sich, bevor er sein Amt in Neuport antrat, zur Erholung in Bermuda auf, wo er zur Erhaltung seiner Spannkraft täglich in der Nähe seines Landhauses zu Rade gehen konnte.

feldmarschmäßigen Ausrüstung des Taschendiebes, weil man mit ihr die Bewegungen der greifenden Hand ganz unauffällig verdecken kann. Alle Taschendiebe bedauern, daß die Väterinnen so aus der Mode gekommen sind.

Von der Geschicklichkeit der Taschendiebe kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß besonders talentierte und wohlgebildete Jünger dieser Kunst es buchstäblich fertig-

Sowie Uhr oder Brieftasche „gehoben“ sind, gleiten sie sofort in die Hand seines Gehilfen, der postwendend damit verschwindet. Deshalb darf sich der Taschendieb nicht verblüffen lassen, wenn er den Diebstahl — für ihn zu spät, für den Dieb zu früh — bemerkt und der Verdächtige den gestohlenen Gegenstand nicht im Besitz hat. Auch dadurch darf er sich nicht irremachen lassen, daß irgendein fremder Herr mit der

Wiene eines unbeteiligten Dritten sich als Mittel legt und versichert, daß hier ein Diebstahl vorläge. Er habe doch neben dem verdächtigsten Herrn gestanden und hätte doch sehen müssen... „Tres faciant collegium“ heißt es beim Taschendiebstahl, und der fremde Herr kann dieser Dritte im Bunde sein. Er hat beim Diebstahl „die Hand gemacht“, mit seinem Körper die diebische Handbewegung seines Genossen vor den Blicken Umstehender gedeckt, und nun verflucht er, da die Sache verfehrt gegangen ist, mit Liebermannsmiene den Verdacht von ihm abzulenken.

Vor Taschendieben ist die Brieftasche in der Innentasche der Weste am besten aufgehoben, der Tagesbedarf an Geld im Portemonnaie in der Seitentasche des Beinkleides. Das festzugeknöpfte Jackett schützt die Uhr, deren Kettenschlüssel in einer am Westeisenknopf angenähten Schlaufe verborgen liegt.

Damen, die Taschendieben keine Freude machen möchten.

werden im Menschengewühl ihre Handtasche unter den Arm nehmen, damit sie niemand vom Rücken schneiden oder heimlich öffnen kann. Schieben sie dabei noch die Hand durch den Halterriemen, so kann sie zwar der eine Taschendieb grob antasten, aber sein Freund kann ihnen trotzdem nicht laus die Tasche nach hinten weg-schieben.

Nein, Sie brauchen sich wirklich nicht vom Taschendieb bestehlen zu lassen! Vom Taschendieb so wenig wie vom Vordieb. Auch dessen Methode ist durch die Verhältnisse bedingt, auch er kann sich nicht stets wechselnde Kniffe erfinden, und wenn Sie seine Methoden kennen und vorsichtig sind, haben Sie ihn nicht zu fürchten.

Den Fassadenkletterer hält die herabgelassene Jalousie, der vorgelegte Fensterladen, das geschlossene Fenster fern. Er wird sich hüten, auf einem schmalen Rauerfims stehend, fünfzehn Meter über der Erde, eine Fensterleiste einzudrücken und durch das Gefirre des brechenden Glases den Zimmerbewohner zu weden. Nur offene Fenster laden zum Einsteigen ein. Genau wie offene, das heißt in diesem Falle unverschlossene, Türen zum Eintreten. Steckt der Schlüssel oder hängt er neben der Tür am Haken, so kann jeder, der sich im Zimmer irren will, das unauffällig tun. Seinen Zimmerschlüssel rückt der Reisende am weitesten aus dem Bereiche des Hoteldiebes, wenn er ihn beim Ausgehen in der Tasche behält. Das Zimmermädchen hat ja doch einen zweiten Schlüssel. Haben Sie Ihren Schlüssel in der Tasche, dann wird der Hoteldieb, der wie ein Hotelgast im Vestibül gefesselt und Ihr Ausgehen beobachtet hat, vergeblich den Herrn von Nummer 17 martellieren und dessen Schlüssel vom Portier fordern.

Es bleibt dieselbe Unvorsichtigkeit, ob der Hotelgast sein Zimmer zwei Stunden oder ob er es zehn Minuten unverschlossen läßt. Der Zimmerherr vermag so leicht zuzufächeln und den Schlüssel abzugeben, wenn er frühmorgens mal eben nach dem Badezimmer huscht. Daß sich das so leicht verhält, weiß aber auch der Hotel-dieb, und deshalb wartet er reißerisch am Spalt seiner Zimmertür auf das erste Türknappen in seiner Frage, um auch mal eben zu bulden, aber in das fremde Zimmer. Schon nach wenigen Sekunden steigt er mit seinem Handhoffer-chen, mehr oder weniger zufrieden, die Treppe

FLUCHT in die HEIMAT

Er klopfte an die Tür und öffnete sie, als niemand antwortete. Er trat ein. Auf dem Stuhl am Fenster lag eine Reisetasche. Gubaschow räuferte sich. Da wurde die Tür zum benachbarten Zimmer aufgestoßen und Tamara Abramow trat ein. Ein Säbeln überlag ihr blaßes Gesicht, in dem die Augen in stiller Leidenschaft brannten. Tamara konnte vielleicht 20 Jahre alt sein. Ihre übermäßig schlanke Figur zeichnete sich unter dem einfachen, dünnen Rock und der grauen Bluse, die bis zum Hals hinauf zugeknöpft war, deutlich ab. Das nachschwarze Haar trug sie kurzgeschritten und auf der Seite gefesselt. Tamara Abramow war die Tochter des Inspektors der Art. Um ihre schmalen, feinen Lippen suchte es, als sie Gubaschow die Hand reichte. „Guten Tag!“ sagte sie leise mit singender Stimme, die etwas unheimlich Bekümmertes hatte, und reichte ihm die Hand. Er nahm sie und hielt sie in der seinen. „Guten Tag, Tamara!“ Einen Augenblick lang herrschte Schweigen und leichte Befangenheit. Dann entsog Tamara ihm ihre Hand und deutete auf einen Stuhl. „Rechnen Sie Was, Fedja!“ sagte sie einfach, und mit einer Selbstverständlichkeit nannte sie ihn beim Vornamen, als wenn sie sich schon als Kinder gekannt hätten. Sie ließ sich ihm gegenüber nieder, so dicht, daß ihre Arme fast die seinen berührten, und faltete die Hände in den Schoß. „Sie sind zwei Tage ausgeblieben, Fedja!“ begann sie und konnte nicht verhindern, daß eine leichte Röte für Sekunden in ihre Wangen trat. Gubaschow nickte mechanisch. Seine Gedanken irrten ab. Sie merkte es wohl, schwieg aber.

„Ich habe viel Dienst!“ sagte er endlich. Es klang wie eine Ausflucht und sollte wohl auch nichts anderes sein. „Tamara Abramow schüttelte den Kopf. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Fedja! — Sie sind nicht gekommen, weil Sie mir aus dem Wege gehen wollen?“ Er sah sie groß und ehrlich an. „Nein!“ „Ich glaube Ihnen!“ Sie reichte ihm die Hand. „Dieses eine Wort, „Nein“ war ehrlich, Fedja! — Verzeihen Sie, wenn ich diesen Verdacht ausdrückte, aber wenn man den ganzen Tag, wie ich, allein hier sitzt, dann kommt man auf ganz seltsame Gedanken!“ „Sie müssen nicht schlecht von mir denken, Tamara!“ Er hielt ihre Hand fest in der seinen und sie gab sie ihm still und willig. „Wenn ich einen Abend ausbleibe, so bin ich gewiß verbunden.“ Tamara Abramow senkte den Kopf. „Ich denke immer an Sie und bin immer in Sorge!“ sagte sie leise, kaum hörbar. Gubaschow streichelte ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Tamara! Sie glauben nicht, wie wohl es tut, das zu hören. Sie können auch nicht wissen, wie einladend bin in dieser großen Stadt. In den langen Jahren hat sich aber um mein Herz etwas wie ein Stahlband gelegt. Man wird hart, man wird still. Es gibt nur zwei Wege für mich, Tamara! Entweder: Man geht zugrunde an allem, weil das Leben härter ist — oder aber —“ er machte eine Pause und sah ihr in die großen, schwarzen Augen, in denen ein Leuchten und Brennen lag, — „oder aber: Man wird groß und stark!“ Er schwieg und legte nach einer langen Weile noch einmal hinzu: „Ganz groß!“ „Ich weiß alles, Fedja!“ sagte Tamara Abramow leise. „Ich lebe in Ihnen und mit Ihnen! Ich weiß nur eines: Vieles könnte anders, ganz anders aussehen und sein, wenn —“ „Tamara!“ Gubaschow sah sie gequält an. Sie erwiderte seinen Blick voll Freimütigkeit, Dingtade und Unschuld. „Was wollen Sie, Fedja? — Die Welt hat sich gedreht! Es ist vieles anders geworden. Wenn ich offen zu Ihnen spreche, so darf ich das. Früher hätte ich es nicht gekonnt und auch nicht gedurft! — Sie wissen, daß ich Sie liebe. Ich liebe Sie mehr, als mein eigenes Leben, Fedja! Dürfte ich sonst alles sagen, was Sie von mir forderten?“ „Tamara!“ In Gubaschow suchte es. Eine brennende Flamme lag in ihm lichterloh auf. Dieses Mädchen hier

vor ihm, Tamara Abramow, hatte aus Liebe zu ihm Ungebeuerliches getan. Gubaschow war in Petersburg geblieben, als Reich und Thron zusammenstürzten. Er war über die Gräber geschritten, die sich aufstauten hatten, als wenn es fruchtbares Ackerland gewesen wäre. Er hatte nicht links und nicht rechts gesehen. Man hatte ihn in dieses Weltgenüß, in die Kräfte, geschleppt. Wochen, Monate hatte er hier ausgebracht. Auf dem Hof, bei einem täglichen Spaziergang, hatte er Tamara zum ersten Male gesehen. Dann war man eines Tages zu ihm gekommen und hatte ihn aufgefordert, sich in den Dienst der neuen Regierung zu stellen. Er hatte zu wählen: Entweder Beamter und neues Leben, oder aber an die Wand gestellt und erschossen. Graf Fedor Gubaschow blieb keine Zeit zu überlegen. Er nahm an. Er wurde Beamter. Gehörte der Tafel an, bekam eine schwarze Lederhose, schwarze Stiefel, schwarze Socke und schwarze Mütze. Der Genosse Gubaschow hatte das Licht der Welt erblüht. Er sollte angeben. Er kannte so viele von damals, irgendwo im großen Rußland mußten sie verstreut leben. Er konnte nicht angeben. Er wußte nicht viel. Er zeigte Wege und Kammern in Schloßern, die längst bekannt waren. Er glaubte sich verborgener Schätze entsinnen zu können. Man grub nach und fand kaum etwas. Die Emigranten, die damals geflohen waren und in Paris, in Berlin, in der Schweiz lebten, nannten ihn einen „Verräter!“ Wollten sie ihn so nennen. Er wußte sehr gut, daß ab und zu einige von ihnen den Bahnhöfen begingen, heimlich nach Petersburg zu kommen. Er hatte zu verschiedenen Zeiten sogar etliche gesehen. Er tat, als erkenne er sie nicht. Man beobachtete ihn selbst scharf genug. Einer war ja der Kupferer des andern. Ein Wort genügte, um die Freiheit mit ewiger Nacht zu vertauschen. Er gönnte den andern die Freude nicht, dieses eine Wort aus seinem Munde zu hören. Er war Beamter der Tafel und tat seinen Dienst. — Sonst nichts. Im Hause des Inspektors der Art verkehrte er fast täglich. Dort sah er mit Tamara zusammen, auch wenn Abramow selbst nicht im Hause war. Und er glaubte mit ihr und einmal, vor einem halben Jahre schon, hatte er erfahren, daß sie es gewesen war, die zu seiner Verurteilung beigetragen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Stenographische in den letzten Blättern.